
834 H46
Oa
HESSE
Am Weg
*

Am Weg

Hermann Hesse

Am Weg

36. bis 39. Tausend





Leipzig / Hesse & Becker Verlag

Juninacht

Ueber den Kronen der hohen Bäume segelten leichte Nachtwolken durch den milden Himmel, und über den flüchtigen Wolken hing ruhig und strahlend der stille Mond.

In den Gärten und in dem dunklen Park wogten vielerlei Düfte im zarten Winde und lagen miteinander im Streit. Der edle Duft der Teerosen wiegte sich leicht und bescheiden in der Luft, daneben flüchtig und flatternd der unbändige, leidenschaftliche Nelkenduft, stark und schwül der Duft des Heliotrop, der Duft des Flieders reich und ruhig.

Aber reicher, stärker, glühender und leidenschaftlicher als alle übrigen regte sich der Duft des Jasmin, jener übersüße und beklemmende Duft, der zu den mächtigsten Reizen im Zauber einer Frühsommernacht gehört. Er trieb in breiten Wellen bis in die Tiefe des alten Parkes, betäubend, warm und schwärmerisch wie eine Wolke entzündeter Liebesgedanken.

Aus den erleuchteten Fenstern des Gartenhauses drang Klaviermusik. Sie kam schwach

gedämpft durch die roten Vorhänge der offenen Fenster hergeflossen, zusammen mit dem warmen Schein der Lichter und flog freudig und leicht über die breiten Steinstufen des Parkeinganges, über Rosen und Jasmingebüsche hinweg. Ganz leicht und leise geworden, flog die zierliche Musik schließlich durch das dämmerige Rondell und über die Parkwege bis in die tiefere Finsternis des Buchenstandes. Dort stäubten die aufgelösten Takte mit den zerflatternden letzten Wellen des Blumenduftes zart und schaukelnd auseinander und verloren sich in der Schwärze des massigen Laubes, in die mild durchscheinende Mondbläue des Himmels, in die leise, ungestörte, wiegende Ruhe der warmen Nacht hinein.

In dem Kastanienrondell, das den Eingang zum Park bildete, zeichnete der in halber Höhe stehende Mond scharf und klar ein Oval von weißem Licht auf die Erde. Auf der Schattenseite, die ganz finster war, stand eine Bank aus Sandstein.

Die schöne junge Dame, die im Gartenhause Klavier spielte, wußte wohl, daß auf dieser Steinbank der Dichter saß und das Leiden seiner hoffnungslosen Liebe trug. Sie wußte, daß

er sie wie ein Knabe liebte, um ihrer Schönheit willen, und seine Liebe war ihr ein neuer und willkommener Spiegel des eigenen Liebreizes. Jeden Abend fand sie von seiner Hand eine große, schwere, duftende Purpurrose im Gartensaal auf das Klavier gelegt, mitten auf die stummen, schwarzen und weißen Tasten. Sie mußte sie aufheben, sie mußte seine Rose in die Hand nehmen und an ihn denken, ehe sie spielen konnte. Und jedesmal lagen auch Verse dabei, auf ein loses weißes Blatt mit leichten, flüchtigen Buchstaben geschrieben, immer mit einer neuen Unterschrift, die immer eine neue Andeutung auf den Dichter und seine Verliebtheit enthielt. In den Versen selbst aber stand jedesmal etwas von Rosen und eine Anspielung auf eine einzige, welche die roten Rosen an Pracht und die weißen an Zartheit übertreffe.

Das war durchaus nach dem Sinne der jungen Dame, denn sie liebte das Poetische und Romantische sehr, wenn es hübsch und leicht zu verstehen war und schmeichelhafte Beziehungen zu ihrer eigenen Schönheit enthielt. Auch konnte man es den Versen ansehen, daß der Dichter seine ganzen Tage auf sie verwendete; sie wa=

ren von feinen, genau gemessenen Formen und glänzten von seltenen Worten und Reimen, wie ein Goldschmuck von eingelegten Brillanten glänzt. Diese Verse hatten denn auch das beneidenswerte Schicksal, von schönen, befriedigten Frauenaugen gelesen und von schönen, rosigen Frauenfingern in einer seidenen Mappe gesammelt zu werden.

Die junge Dame machte eine lange Pause. Sie fächerte sich zuerst mit der heutigen Rose und dann mit dem heutigen Versblatt, das ihr besonders schmeichelte und wohlgefiel. Dann suchte sie eine Weile in Notenheften, legte endlich eines vor sich auf das schräge, in Form einer Gitarre geschnittene Notenpult und begann wieder zu spielen. Es war ein kleines graziöses Stück von Mozart. Die feine Musik bewegte sich mit sicherem und elegantem Schritt, biegsam, doch ohne heftige Bewegung, in holdem Staunen ihrem eigenen Wohlklang folgend. Besonders der Baß, welcher zu öfteren Malen die Begleitung der Variationen zu vergessen schien und fröhlich sinnend mit seiner tiefen Stimme den frohen Hauptsatz wiederholte, wie ein vergnügter Greis, welcher jungen Tänzern zuschaut.

Während des Spielens aber neigte die Dame manchmal den schönen Blondkopf zur Seite und dachte mit leisem Wonnegefühl an ihren Dichter. Sie konnte sich ihn so deutlich vorstellen, wie er auf seiner halbrunden Sandsteinbank unter den Kastanien saß und seine tiefen Augen in den Mondhimmel richtete. Und wie er mit leisem Seufzer hin und wieder den dunklen Kopf gegen das Gartenhaus wendete und die heranwehende Musik begierig erlauschte. Er war blaß, und sein Gesicht, so stolz und fest es schaute, hatte verborgen einen rührenden, ein wenig hilflosen, ein wenig knabenhaften Zug.

Plötzlich war die Musik zu Ende. Die Nachtstille schlug wie ein dunkler See über der versunkenen, unvollendeten Melodie zusammen.

Die schöne junge Dame verließ leise und ohne ihren Hut mitzunehmen das Gartenhaus, um in das Schloß zurückzukehren. Aber in der Mitte des Blumengartens, wo die vier breiten Wege vor dem runden Rosenbeete zusammentrafen, hielt sie inne. Sie hatte einen Einfall. Umwendend bog sie langsamen Schrittes in den Weg ein, der zu den Parkstufen führte. Langsam und erhobenen Hauptes wandelte

sie zwischen den Gebüschen dahin, erstieg langsam die vier breiten Steinstufen und trat in das halbdunkle Rondell, wo sie im tiefen Kastanienschatten verborgen den Dichter sitzen wußte.

Ueber die Schattengrenze tretend, ging sie einige Schritte weit in das weiße Lichtoval hinein, legte beide Hände in den Nacken und den weit zurückgebogenen Kopf darauf und blieb in der Mondhelle aufrecht und schwelgerisch stehen wie eine Gartenfee, die ihre Schönheit im Mondlichte baden will. Sie tat einen tiefen Atemzug. Ihre Schönheit glänzte und prunkte im dunklen Rahmen der feierlichen alten Bäume. Und daneben in der Finsternis, lautlos lauschend, der Dichter, vor Erregung zitternd. Es war ein köstlicher Augenblick.

Nach einer kleinen Weile kehrte die Dame um und verlor sich mit schnell verrauschenden Schritten in die Gartenwege.

In der Seele des Dichters, der weit vorgebeugt ihr mit brennenden Augen folgte, stieg ein Gedicht von unerhörter Sehnsucht auf.

Von diesem selben Gedicht träumte die schöne Dame in ihrem Schlafgemache und freute sich neugierig auf den nächsten Abend und das

nächste Versblatt. Zugleich kostete sie das ganze Wonnegefühl jener glänzenden Minute im Rondell noch einmal durch und entschlief mit einem feinen, leise schütternden Mädchengelächter.

Der Wolf

Noch nie war in den französischen Bergen ein so unheimlich kalter und langer Winter gewesen. Seit Wochen stand die Luft klar, spröde und kalt. Bei Tage lagen die großen, schiefen Schneefelder mattweiß und endlos unter dem grellblauen Himmel, nachts ging klar und klein der Mond über sie hinweg, ein grimmiger Frostmond von gelbem Glanz, dessen starkes Licht auf dem Schnee blau und dumpf wurde und wie der leibhaftige Frost aussah. Die Menschen mieden alle Wege und namentlich die Höhen, sie saßen träge und schimpfend in den Dorfhütten, deren rote Fenster nachts neben dem blauen Mondlicht rauchig trüb erschienen und bald erloschen.

Das war eine schwere Zeit für die Tiere der Gegend. Die kleineren erfroren in Menge, auch Vögel erlagen dem Frost, und die hageren Leichname fielen den Habichten und Wölfen zur Beute. Aber auch diese litten furchtbar an Frost und Hunger. Es lebten nur wenige Wolfsfamilien dort, und die Not trieb sie zu festerem Verband. Tagsüber gingen sie einzeln aus. Da

und dort strich einer über den Schnee, mager, hungrig und wachsam, lautlos und scheu wie ein Gespenst. Sein schmaler Schatten glitt neben ihm über die Schneefläche. Spürend reckte er die spitze Schnauze in den Wind und ließ zuweilen ein trockenes, gequältes Geheul verneh=men. Abends aber zogen sie vollzählig aus und drängten sich mit heiserem Heulen um die Dör=fer. Dort war Vieh und Geflügel wohl ver=wahrt und hinter festen Fensterladen lagen Flin=ten angelegt. Nur selten fiel eine kleine Beute etwa ein Hund, ihnen zu, und zwei aus der Schar waren schon erschossen worden.

Der Frost hielt immer noch an. Oft lagen die Wölfe still und brütend beisammen, einer am andern sich wärmend und lauschten beklom=men in die tote Oede hinaus, bis einer, von den grausamen Qualen des Hungers gefoltert, plötz=lich mit schauerlichem Gebrüll aufsprang. Dann wandten alle andern ihm die Schnauze zu, zit=terten und brachen miteinander in ein furcht=bares, drohendes und klagendes Heulen aus.

Endlich entschloß sich der kleinere Teil der Schar zu wandern. Früh am Tage verließen sie ihre Löcher, sammelten sich und schnobberten

erregt und angstvoll in die frostklare Luft. Dann trabten sie rasch und gleichmäßig davon. Die Zurückgebliebenen sahen ihnen mit weiten, glasigen Augen nach, trabten ein paar Dutzend Schritte hinterher, blieben unschlüssig und ratlos stehen und kehrten langsam in ihre leeren Höhlen zurück.

Die Auswanderer trennten sich am Mittag voneinander. Drei von ihnen wandten sich östlich dem Schweizer Jura zu, die andern zogen südlich weiter. Die drei waren schöne, starke Tiere, aber entsetzlich abgemagert. Der eingezogene, helle Bauch war schmal wie ein Riemen, auf der Brust standen die Rippen jämmerlich heraus, die Mäuler waren trocken und die Augen weit und verzweifelt. Zu dreien kamen sie weit in den Jura hinein, erbeuteten am zweiten Tag einen Hammel, am dritten einen Hund und ein Füllen und wurden von allen Seiten her wütend vom Landvolk verfolgt. In der Gegend, welche reich an Dörfern und Städten ist, verbreitete sich Schrecken und Scheu vor den ungewohnten Eindringlingen. Die Postschlitten wurden bewaffnet, ohne Schießgewehre ging niemand von einem Dorf zum andern. In der fremden

Gegend, nach so guter Beute, fühlten sich die drei Tiere zugleich scheu und wohl; sie wurden tollkühner als je zu Hause und brachen am hellen Tage in den Stall eines Meierhofes. Gebrüll von Kühen, Geknatter splitternder Holzschranken, Hufgetrampel und heißer, lechzender Atem erfüllten den engen, warmen Raum. Aber diesmal kamen Menschen dazwischen. Es war ein Preis auf die Wölfe gesetzt, das verdoppelte den Mut der Bauern. Und sie erlegten zwei von ihnen, dem einen ging ein Flintenschuß durch den Hals, der andre wurde mit einem Beil erschlagen. Der dritte entkam und rannte so lange bis er halbtot auf den Schnee fiel. Er war der jüngste und schönste von den Wölfen, ein stolzes, herrisches Tier von mächtiger Kraft und gelenken Formen. Lange blieb er keuchend liegen. Blutig rote Kreise wirbelten vor seinen Augen, und zuweilen stieß er ein pfeifendes, schmerzliches Stöhnen aus. Ein Beilwurf hatte ihm den Rücken getroffen. Doch erholte er sich und konnte sich wieder erheben. Erst jetzt sah er, wie weit er gelaufen war. Nirgends waren Menschen oder Häuser zu sehen. Dicht vor ihm lag ein verschneiter, mächtiger Berg. Es war der Chas-

feral. Er beschloß ihn zu umgehen. Da ihn Durst quälte, fraß er kleine Bissen von der gefrorenen, harten Kruste der Schneefläche.

Jenseits des Berges traf er sogleich auf ein Dorf. Es ging gegen Abend. Er wartete in einem dichten Tannenforst. Dann schlich er vorsichtig um die Gartenzäune, dem Geruch warmer Ställe folgend. Niemand war auf der Straße. Scheu und lüstern blinzelte er zwischen den Häusern hindurch. Da fiel ein Schuß. Er warf den Kopf in die Höhe und griff zum Laufen aus, als schon ein zweiter Schuß knallte. Er war getroffen. Sein weißlicher Unterleib war an der Seite mit Blut befleckt, das in dicken Tropfen jäh herabrieselte. Dennoch gelang es ihm, mit großen Sätzen zu entkommen und den jenseitigen Bergwald zu erreichen. Dort wartete er horchend einen Augenblick und hörte von zwei Seiten Stimmen und Schritte. Angstvoll blickte er am Berg empor. Er war steil, bewaldet und mühselig zu ersteigen. Doch blieb ihm keine Wahl. Mit keuchendem Atem klomm er die steile Bergwand hinan, während unten ein Gewirre von Flüchen, Befehlen und Laternenlichtern sich den Berg entlang zog, zitternd kletterte

der verwundete Wolf durch den halbdunkeln Tannenwald, während aus seiner Seite langsam das braune Blut hinabrann.

Die Kälte hatte nachgelassen. Der westliche Himmel war dunstig und schien Schneefall zu versprechen.

Endlich hatte das erschöpfte Tier die Höhe erreicht. Er stand nun auf einem leicht geneigten, großen Schneefelde, nahe bei Mont Crosin, hoch über dem Dorfe, dem er entronnen. Hunger fühlte er nicht, aber einen trüben, klammernden Schmerz von der Wunde. Ein leises, krankes Gebell kam aus seinem hängenden Maul, sein Herz schlug schwer und schmerzhaft und fühlte die Hand des Todes wie eine unsäglich schwere Last auf sich drücken. Eine einzeln stehende breitästige Tanne lockte ihn; dort setzte er sich und starrte trübe in die graue Schneenacht. Eine halbe Stunde verging. Nun fiel ein mattrotes Licht auf den Schnee, sonderbar und weich. Der Wolf erhob sich stöhnend und wandte den feinen Kopf dem Licht entgegen. Es war der Mond, der im Südost riesig und blutrot sich erhob und langsam am trüben Himmel höher stieg. Seit vielen Wochen war er nie so rot und groß ge-

wesen. Traurig hing das Auge des sterbenden Tieres an der matten Mondscheibe, und wieder röchelte ein schwaches Heulen schmerzlich und tonlos in die Nacht.

Da kamen Lichter und Schritte nach. Bauern in dicken Mänteln, Jäger und junge Burschen in Pelzmützen und mit plumpen Gamaschen stapften durch den Schnee. Gejauchze erscholl. Man hatte den verendenden Wolf entdeckt, zwei Schüsse wurden auf ihn abgedrückt und beide fehlten. Dann sahen sie, daß er schon im Sterben lag und fielen mit Stöcken und Knütteln über ihn her. Er fühlte es nicht mehr.

Mit zerbrochenen Gliedern schleppten sie ihn nach St. Immer hinab. Sie lachten, sie prahlten, sie freuten sich auf Schnaps und Kaffee, sie sangen, sie fluchten. Keiner sah die Schönheit des verschneiten Forstes, noch den Glanz der Hochebene, noch den roten Mond, der über dem Chasseral hing und dessen schwaches Licht in ihren Flintenläufen, in den Schneekristallen und in den gebrochenen Augen des erschlagenen Wolfes sich brach.

Märchen

„Hier", sagte mein Vater, und übergab mir eine kleine, beinerne Flöte, „nimm das und vergiß deinen alten Vater nicht, wenn du in fernen Ländern die Leute mit deinem Spiel erfreust. Es ist jetzt hohe Zeit, daß du die Welt siehst und etwas lernst. Ich habe dir diese Flöte machen lassen, weil du doch keine andere Arbeit tun und immer nur singen magst. Nur denke auch daran, daß du immer hübsche und liebenswürdige Lieder vorträgst, sonst wäre es schade um die Gabe, die Gott dir verliehen hat."

Mein lieber Vater verstand wenig von der Musik, da er ein Gelehrter war; er dachte, ich brauche nur in das hübsche Flötchen zu blasen, so werde es schon gut sein. Ich wollte ihm seinen Glauben nicht nehmen, darum bedankte ich mich, steckte die Flöte ein und nahm Abschied.

Unser Tal war mir bis zur großen Hofmühle bekannt; dahinter fing denn also die Welt an, und sie gefiel mir sehr wohl. Eine müdgeflogene Biene hatte sich auf meinen Aermel gesetzt, die

trug ich mit mir fort, damit ich später bei meiner ersten Rast gleich einen Boten habe, um Grüße in die Heimat zurück zu senden.

Wälder und Wiesen begleiteten meinen Weg und der Fluß lief rüstig mit; ich sah, die Welt war von der Heimat wenig verschieden. Die Bäume und Blumen, die Kornähren und Haselbüsche sprachen mich an, ich sang ihre Lieder mit, und sie verstanden mich, gerade wie daheim; darüber wachte auch meine Biene wieder auf, sie kroch langsam bis auf meine Schulter, flog ab und umkreiste mich zweimal mit ihrem tiefen, süßen Gebrumme, dann steuerte sie geradeaus rückwärts, der Heimat zu.

Da kam aus dem Walde hervor ein junges Mädchen gegangen, das trug einen Korb am Arme und einen breiten, schattigen Strohhut auf dem blonden Kopf.

„Grüß Gott," sagte ich zu ihr, „wo willst denn du hin?"

„Ich muß den Schnittern das Essen bringen", sagte sie und ging neben mir. „Und wo willst du heut noch hinaus?"

„Ich gehe in die Welt, mein Vater hat mich geschickt. Er meint, ich solle den Leuten auf der

Flöte vorblasen; aber das kann ich noch nicht richtig, ich muß es erst lernen."

„So, so. Ja, und was kannst du denn eigentlich? Etwas muß man doch können."

„O, nichts Besonderes. Ich kann nur Lieder singen."

„Was für Lieder denn?"

„Allerhand Lieder, weißt du, für den Morgen und für den Abend und für alle Bäume und Tiere und Blumen. Jetzt könnte ich z. B. ein hübsches Lied singen von einem jungen Mädchen, das kommt aus dem Walde heraus und bringt den Schnittern ihr Essen."

„Kannst du das? Dann sings einmal!"

„Ja, aber wie heißt du eigentlich?"

„Brigitte."

Da sang ich das Lied von der hübschen Brigitte mit dem Strohhut und was sie im Korbe hat und wie die Blumen ihr nachschauen und die blaue Winde vom Gartenzaun langt nach ihr, und alles, was dazu gehörte. Sie paßte ernsthaft auf und sagte, es wäre recht gut. Und als ich ihr erzählte, daß ich hungrig sei, da tat sie den Deckel von ihrem Korb und holte mir ein Stück Brot heraus. Als ich hineinbiß und

dazu tüchtig weitermarschierte, sagte ich aber: „Man muß nicht im Laufen essen. Eins nach dem andern.“ Und wir setzten uns ins Gras und ich aß mein Brot und sie schlang die braunen Hände um ihre Knie und sah mir zu.

„Willst du mir noch etwas singen?“ fragte sie dann, als ich fertig war.

„Ich will schon. Was soll es sein?“

„Von einem Mädchen, dem ist sein Schatz davon gelaufen und es ist traurig.“

„Nein, das kann ich nicht. Ich weiß ja nicht wie das ist, und man soll auch nicht so traurig sein. Ich soll immer nur artige und liebenswürdige Lieder vortragen, hat mein Vater gesagt. Ich singe dir vom Kuckuckvogel oder vom Schmetterling.“

Und ich sang ihr vom kleinen blauen Schmetterling, der in der Sonne mit den Flügeln schlägt, und wenn er müde wird, dann sitzt er auf der schönsten Blume und tut die blauen Flügel zu wie zwei Augen. Brigitte lachte dazu und sah unter dem Schattenhut mit braunen Augen zu mir her.

„Und von der Liebe weißt du gar nichts?“ fragte sie dann.

„Von der Liebe? O doch, das ist ja das allerschönste.“

Alsbald fing ich an und sang von dem Sonnenstrahl, der die roten Mohnblumen lieb hat, und wie er mit ihnen spielt und voller Freude ist. Und vom Finkenweibchen, wenn es auf den Finken wartet, und wenn er kommt, dann fliegt es weg und tut erschrocken. Und sang weiter von dem Mädchen mit den braunen Augen und von dem Jüngling, der daherkommt und singt und ein Brot dafür geschenkt bekommt; aber nun will er kein Brot mehr haben, er will einen Kuß von der Jungfer und will in ihre braunen Augen sehen und er singt so lange fort und hört nicht auf, bis sie anfängt zu lächeln und bis sie ihm den Mund mit ihren Lippen schließt.

Da neigte sich Brigitte herüber und schloß mir den Mund mit ihren Lippen und tat die Augen zu und tat sie wieder auf, und ich sah in die nahen braungoldenen Sterne, darin war ich selber gespiegelt und ein paar weiße Wiesenblumen.

„Die Welt ist sehr schön,“ sagte ich, „mein Vater hat recht gehabt. Jetzt will ich dir aber tragen helfen, daß wir zu deinen Leuten kommen.“

Ich nahm ihren Korb und wir gingen weiter, ihr Schritt klang mit meinem Schritt und ihre Fröhlichkeit mit der meinen gut zusammen und der Wald sprach fein und kühl vom Berge herunter; ich war noch niemals so vergnügt gewandert. Eine ganze Weile sang ich munter zu, bis ich aufhören mußte vor lauter Fülle; es war allzu vieles, was vom Tale und vom Berg und aus Gras und Laub und Fluß und Gebüschen zusammen rauschte und erzählte.

Da muß ich denken: wenn ich alle diese tausend Lieder der Welt zugleich verstehen und singen könnte, von Gräsern und Blumen und Menschen, vom Laubwald und vom Föhrenwald und auch von allen Tieren und dazu noch alle Lieder der fernen Meere und Gebirge und die der Sterne und Wolken, wenn das alles zugleich in mir klingen und tönen könnte, dann wäre ich der liebe Gott und jedes neue Lied müßte als ein neuer Stern am Himmel stehen.

Aber wie ich eben so dachte und davon ganz still und wunderlich wurde, weil mir das früher noch nie in den Sinn gekommen war, da blieb Brigitte stehen und hielt mich an dem Korbhenkel fest.

„Jetzt muß ich da hinauf“, sagte sie, „da droben sind unsere Leute im Feld. Und du, wo gehst du jetzt hin? Kommst du mit?“

„Nein, mitkommen kann ich nicht. Ich muß das Tal hinunter und immer weiter. Schönen Dank für das Brot Brigitte und für den Kuß; ich will an dich denken.“

Sie nahm ihren Eßkorb und über dem Korbe neigten sich ihre Augen im braunen Schatten noch einmal zu mir, und ihre Lippen hingen an meinen und ihr Kuß war so gut und lieb, daß mir vor lauter Wohlsein beinahe traurig werden wollte. Da rief ich schnell Lebewohl und marschierte eilig die Straße hinab.

Das Mädchen stieg langsam den Berg hinan und unter dem herabhängenden Buchenlaub am Waldrande blieb sie stehen und sah herunter und mir nach, und als ich ihr winkte und den Hut überm Kopfe schwang, da nickte sie noch einmal und verschwand still wie ein Bild in den Buchenschatten hinein.

Ich aber ging meine Straße und war in Gedanken, bis der Weg um eine Ecke bog.

Da stand eine Mühle und bei der Mühle lag ein Schiff auf dem Wasser, darin saß ein Mann

allein und schien auf mich zu warten, denn als ich den Hut zog und zu ihm in das Schiff hinüberstieg, da fing das Schiff sogleich zu fahren an und lief den Fluß hinunter. Ich saß in der Mitte des Schiffes und der Mann saß hinten am Steuer, und als ich ihn fragte, wohin wir führen, da blickte er auf und sah mich aus verschleierten grauen Augen an.

„Wohin du magst", sagte er mit einer gedämpften Stimme. „Den Fluß hinunter und ins Meer oder zu den großen Städten, du hast die Wahl. Es gehört alles mir."

„Es gehört alles dir? Dann bist du der König?"

„Vielleicht", sagte er. „Und du bist ein Dichter, wie mir scheint? Dann singe mir ein Lied zum Fahren!"

Ich nahm mich zusammen, fast war mir bange vor dem ernsten Mann, und unser Schiff schwamm so schnell und lautlos den Fluß hinunter. Ich sang vom Flusse, der die Schiffe trägt und die Sonne spiegelt und am Felsenufer stärker aufrauscht und freudig seine Wanderung vollendet.

Des Mannes Gesicht blieb unbeweglich, und

als ich aufhörte, nickte er still wie ein Träumender. Und alsdann begann er zu meinem Erstaunen selber zu singen, und auch er sang vom Flusse und von des Flusses Reise durch die Täler und sein Lied war schöner und mächtiger als meines, aber es klang alles ganz anders.

Der Fluß, wie er ihn sang, kam als ein taumelnder Zerstörer von den Bergen herab, finster und wild; knirschend fühlte er sich von den Mühlen gebändigt, von den Brücken überspannt, er haßte jedes Schiff, das er tragen mußte und in seinen Wellen und grünen, langhaarigen Wasserpflanzen wiegte er lächelnd die weißen Leiber der Ertrunkenen.

Das alles gefiel mir nicht und war doch so schön und geheimnisvoll von Klang, daß ich ganz irre wurde und beklommen schwieg. Wenn das richtig war, was dieser alte, feine und kluge Sänger mit seiner gedämpften Stimme sang, dann waren alle meine Lieder nur Torheit und schlechte Knabenspiele gewesen. Dann war die Welt auf ihrem Grunde nicht gut und licht wie Gottes Herz, sondern dunkel und leidend, und wenn die Wälder rauschten, so war es nicht aus

Lust, sondern aus tiefer, schwerer Qual und Sehnsucht.

Wir fuhren dahin, und die Schatten wurden lang, und wenn ich zu singen anfing, tönte es weniger hell, und meine Stimme wurde leiser, und jedesmal erwiderte mir der fremde Sänger ein Lied, das die Welt noch rätselhafter und schmerzlicher machte und mich noch befangener und trauriger.

Mir tat die Seele weh, und ich bedauerte, daß ich nicht am Lande und bei den Blumen geblieben war oder bei der schönen Brigitte, und um mich in der wachsenden Düsternis zu trösten, fing ich mit lauter Stimme wieder an und sang durch den roten Abendschein das Lied von Brigitte und ihren Küssen.

Da begann die Dämmerung und ich verstummte und der Mann am Steuer sang, und er sang auch von der Liebe und von der Lust des Küssens und Beinanderseins, von braunen Augen und von roten, feuchten Lippen, und es war schön und ergreifend, was er leidvoll über den dunkelnden Fluß sang, aber in seinem Liede war auch die Liebe finster und bang und ein tödliches Geheimnis geworden, an welchem die

Menschen irr und wund in ihrer Not und Sehnsucht tasteten und in seinem Grunde war Bitternis und Tod.

Ich hörte zu und wurde so müde und betrübt, als sei ich schon Jahre unterwegs und durch lauter Jammer und Elend gereist. Von dem Fremden her fühlte ich immerzu einen leisen, kühlen Strom von Trauer und Seelenangst herüberschleichen.

„Also ist denn der Tod das Höchste und Schönste", rief ich endlich laut. „Dann bitte ich dich, du trauriger König, singe mir ein Lied vom Tode!"

Der Mann am Steuer sang nun vom Tode, und er sang schöner, als ich je hatte singen hören. Aber der Tod war nicht das Schönste und Höchste, es war kein Trost bei ihm. Der Tod war Leben, und das Leben war Tod, und sie waren ineinander verschlungen in einem ewigen rasenden Liebeskampf, und das war das letzte und der Sinn der Welt, und von dorther kam ein Schein, der alles Elend noch zu preisen vermochte, und von dorther kam ein Schatten, der alle Lust und alle Schönheit trübte und mit Finsternis umgab. Aber aus der Finsternis

brannte die Lust und die Schönheit inniger und die Liebe glühte tiefer in dieser Nacht.

Ich hörte zu und war ganz still geworden, ich hatte keinen Willen mehr in mir, als den des fremden Mannes. Sein Blick ruhte auf mir, still und mit einer gewissen traurigen Güte, und seine grauen Augen waren voll von Weh und von der Schönheit der Welt. Er lächelte mich an, und da faßte ich mir ein Herz und bat in meiner Not:

„Ach, laß uns umkehren, du! Ich liebe dich und ich bin dir tausendmal dankbar, aber mir ist angst hier in der Nacht und ich möchte zurück und dahin gehen, wo ich Brigitte finden kann oder heim zu meinem Vater."

Der Mann stand auf und deutete in die Nacht und seine Laterne schien hell auf sein mageres und festes Gesicht.

„Zurück geht kein Weg", sagte er ernst und freundlich, „man muß immer vorwärts gehen, wenn man die Welt ergründen will. Und von dem Mädchen mit den braunen Augen hast du das Beste und Schönste schon gehabt und je weiter du von ihr bist, desto schöner und besser wird es werden. Aber fahre du nur, wohin du

willst, ich will dir meinen Platz am Steuer geben."

Ich sah, daß er recht hatte und war doch zum Tode betrübt, daß es so sein sollte. Voll Heimweh dachte ich an Brigitte und an die Heimat und an alles, was eben noch nahe und licht und mein gewesen war und was ich nun verloren hatte. Aber jetzt wollte ich den Platz des Fremden nehmen und das Steuer führen. So mußte es sein. Darum stand ich schweigend auf und ging durch das Schiff zu dem Steuersitz und der Mann kam mir schweigend entgegen, und als wir beieinander waren, sah er mir fest ins Gesicht und gab mir seine Laterne.

Aber als ich am Steuer saß und die Laterne neben mir stehen hatte, da war ich allein im Schiffe und der Mann war verschwunden, und doch erschrak ich nicht, sondern mir schien, es sei der schöne Tag und die Heimat und Brigitte nur ein Traum gewesen und ich sei alt und betrübt und sei schon immer und immer auf diesem nächtlichen Flusse gefahren.

Ich begriff, daß ich den Mann nicht rufen dürfe, und die Erkenntnis der Wahrheit ergriff mich wie ein Schauder.

Und um zu wissen, was ich schon ohnte, beugte ich mich über das Wasser hinaus und hob die Laterne, und aus dem schwarzen Spiegel sah mir ein scharfes und ernstes Gesicht mit grauen Augen entgegen, und das war ich. Und da kein Weg zurückführte, fuhr ich auf dem dunkeln Wasser weiter durch die Nacht.

Der Brunnen im Maulbronner Kreuzgang

Nach zweiundzwanzig Jahren fuhr ich zum erstenmal wieder mit der kleinen Bahn durch die sommerlichen Waldhügel der Maulbronner Gegend, stieg an der verschlafenen Haltestelle aus und wanderte durch den feuchten Wald nach Maulbronn hinüber. Ich roch den bitteren Laubgeruch, ich sah zwischen Buchenzweigen den Elfinger Berg und den runden Eichenhügel über Weinbergen und die Spielplätze meiner Schülerzeit liegen, ich sah im warmen Dampf des Tales hinter Lindenwipfeln die spitze Turmnadel erscheinen und ein Stück vom langen Kirchendach, und es strömte mir aus hundert plötzlich brechenden Dämmen unsagbares Gefühl des Wiedersehens entgegen, Erinnerung, Mahnung, Reue. Bangigkeit des Altgewordenen, tiefe Liebe, aufgeschreckte Sehnsucht auf flatternden Flügeln taumelnd. O Tal, o Wald, o Spielplatz bei der Eiche!

Und in der schwülen Hitze niedersteigend nahm ich mein Herz zusammen und schritt in festem Takt an der alten Post vorüber durch's Tor

hinein, auf den Klosterplatz und über ihn weg den Linden, dem Brunnen und dem „Paradies" entgegen, sah Platz und Gebäude in seliger Halbwirklichkeit stehen, genau nach dem Bilde meiner Erinnerung gestaltet, hörte warm und dumpf in den blühenden Linden Bienenvölker sumsen, trat unterm hohen runden Bogen durch in's „Paradies", stand überrascht von regungsloser Steinkühle umwittert, trank tief den ernsten Wohllaut der Fensterbogen und schlanken lebendigen Pfeiler, sog kalte Klosterluft in tiefem Zug und wußte plötzlich alles, alles wieder, jede Treppe und Tür, jedes Fenster, jede Stube, jedes Bett im Schlafsaal, den Geruch des Gartens und den der Klosterküche und den Ton der Morgenglocke!

Es war alles wieder da, es fehlte nichts, ich konnte hier blindlings weiter gehen und jeden Weg im Dunkeln finden, wie vor zweiundzwanzig Jahren. Ich atmete befreit die süße Seltsamkeit — — Heimatluft, dem Heimatlosen und Wanderer so selten, so wirklich neu! Als wäre eine längst zerbrochene und beiseit gestellte Kostbarkeit über Nacht wieder ganz und schön und mir zu eigen geworden. Als stünden liebe Tote

neben mir und sähen mir in die Augen, lächelnd, daß ich sie tot geglaubt. Als wäre nun alles wieder vorhanden, was die fern und fabelhaft gewordene Jugend einst so vertrauensvoll und tröstlich und reich gemacht: ein Vaterhaus, eine Mutter, Kameraden, phantastisch lockende Zukunft.

Vom ersten Rausch genesen, ging ich später weiter, dahin, dorthin, ohne Eile, kleine vertraute Gänge im Frieden der wohlbekannten Nähe. Ueberall lebendige Erinnerung, und hinter ihr, wie Reste alter Bilder hinter späterem Verputz, hier und dort Reste tieferer Erinnerung aufleuchtend, Bruchstücke unbewußten Seelenlebens von damals, überwuchertes Fortklingen tiefster Erlebnisse aus der sagenhaften Knabenzeit, da noch Unerhörtes zu erleben und Ungeheures zu erproben war. Wohin ist das alles? Was ist daraus geworden? Wenig, wenig.

Aber eins hatte ich vergessen, das kam erst zu seiner Stunde wieder hervor.

Da drehte ich, zur Zeit wo niemand sonst die verschlossenen Teile des Klosters betreten darf, leise den dicken Schlüssel in der schweren Tür und öffnete behutsam die Pforte zum Kreuzgang.

Auch hier nichts, was nicht im Gedächtnis treulich vorgezeichnet lag: gotisches Gewölb und reiches Fensterwerk, rötliche und graue Steinfliesen mit gemeißelten Grabsteinen dazwischen, Wappen und Abtstäbe, geheimnisvollverwitterte Farbenflecke im alten Verputz, zwischen steinernen Fensterkreuzen in beruhigtem Licht das satte Grün der Gebüsche, zwei, drei Rosen dazwischen zärtlich und traurig leuchtend.

Nun aber, da ich gegen die Ecke schritt, klang mir eine selig seltsame Musik entgegen, leichte traumhafte Geistertöne mehrstimmig in versunkener Monotie, nicht fern noch nah, wundersam und selbstverständlich, als klänge die Harmonie des Bauwerks ernst und innig in sich selbst wieder.

Ich tat noch einen Schritt, und zwei, eh' der Klang mein Bewußtsein erreichte. Da stand ich still und mein Herz begann zu zittern, und wieder tat die Erinnerung feierliche Tore auf, höhere, heiligere als zuvor, und ich wußte wieder! Du Lied meiner Jugendzeit! Kein Ton der Welt, kein heimatliches Kirchengeläut und keine Menschenstimme von denen, die noch leben, spricht so zu mir wie du, Lied meiner Jugend, und dich hatte ich vergessen können!

Verwirrt und beschämt trat ich dem Wunder näher, stand am Eingang der Brunnenkapelle und sah im klaren Schatten des gewölbten Raumes die drei Brunnenschalen übereinander schweben und das singende Wasser fiel in acht feinen Strahlen von der ersten in die zweite Schale, und in acht feinen klingenden Strahlen von der zweiten in die riesige dritte, und das Gewölbe spielte in ewig holdem Spiel mit den lebendigen Tönen, heut wie gestern, heut wie damals, und stand herrlich in sich begnügt und vollkommen als ein Bild von der Zeitlosigkeit des Schönen.

Viele edle Gewölbe haben mich beschattet, viele schöne Gesänge mich erregt und mich getröstet, viele Brunnen haben mir, dem Wanderer, gerauscht. Aber dieser Brunnen ist mehr, unendlich mehr, er singt das Lied meiner Jugend, er hat meine Liebe gehabt und meine Träume beherrscht in einer Zeit, da jede Liebe noch tief und glühend, da jeder Traum noch ein Sternhimmel voll Zukunft war. Was ich vom Leben hoffte, was ich zu sein und zu schaffen und zu dulden dachte, was von Heldentum und Ruhm und heiliger Künstlerschaft meine ersten Lebensträume

erfüllte und bis zum Schmerz mit Reichtum überschwoll, das alles hat dieser Brunnen mir gesungen, das hat er belauscht und beschützt.

Und ich hatte ihn vergessen! Nicht die Kapelle mit dem Sterngewölb und den überschlanken Fenstersäulen und nicht die Brunnenschalen und die lichte grüne Garteninsel inmitten der schweigenden Mauern. Aber das Brunnenlied, den süßen gleichschwebenden Zaubergesang der sanft herabfallenden Gewässer, den Hort und Schatz meiner frühesten und reinsten Jünglingssehnsucht, ihn hatte ich vergessen. Und stand nun still und traurig im vertrauten Heiligtum und fühlte jede Sünde und jeden Verderb in mir tief und unauslöschlich, und hatte nicht Heldentum noch Künstlerschaft erworben, die an jenen Träumen zu messen wäre, und wagte nicht, mich über den Rand zu beugen und mein eigenes Bild im dunkeln Wasser zu suchen. Ich tauchte nur die Hand ins kalte Gewässer, bis sie fror und hörte das Lied des Brunnens in die Gartenstille und in die langen, toten Steinhallen strömen, hold wie einst, für mich aber voll tiefer Bitternis.

„Es muß für dich ein wunderliches Gefühl

sein," sagte später mein Freund, „hier herumzugehen und an damals zu denken. Damals warst du ja voll von Sehnsucht nach der Welt und nach der Kunst, und voll Zweifel, du wußtest ja nicht, wie alles sich einmal erfüllen würde. Und jetzt kommst du zurück aus der weiten Welt, aus deiner Arbeit, aus einem Künstlerleben mit Reisen und Festen und Freunden . . ."

„Ja, es ist wunderlich," konnte ich nur sagen.

Dann setzte ich mich noch einmal unter den hohen Linden nieder, stieg noch einmal zum alten Spielplatz bei der Eiche hinauf, schwamm noch einmal im tiefen See und reiste weiter, und wenn ich seither an Maulbronn denke, dann sehe ich wohl den Faustturm und das „Paradies", den Eichenplatz und den spitzen Kirchturm wieder, aber es sind nur Bilder, und sie kommen nicht recht zu Glanz und Leben vor dem sanften Brunnengeläut in der Kreuzgangkapelle und vor jenen Erinnerungen, die hinter den anderen Erinnerungen stehen wie die Reste alter heiliger Malereien hinter der Tünche einer Kirchenwand.

Eine Gestalt aus der Kinderzeit

Der krumme alte Hausierer, ohne den ich mir die Falkengasse und unser Städtchen und meine Knabenzeit nicht denken kann, war ein rätselhafter Mensch, über dessen Alter und Vergangenheit nur dunkle Vermutungen im Umlauf waren. Auch sein bürgerlicher Name war ihm seit Jahrzehnten abhanden gekommen, und schon unsre Väter hatten ihn nie anders als mit dem mythischen Namen Hotte Hotte Putzpulver gerufen.

Obwohl des Haus meines Vaters groß, schön und herrschaftlich war, lag es doch nur zehn Schritt von einem finsteren Winkel entfernt, in welchem einige der elendesten Armutsgassen zusammenliefen. Wenn der Typhus ausbrach, so war es gewiß dort; wenn mitten in der Nacht sich betrunkenes Schreien und Fluchen erhob und die Stadtpolizei zwei Mann hoch langsam und ängstlich sich einfand, so war es dort; und wenn einmal ein Totschlag oder sonst etwas Grausiges geschah, so war es auch dort. Namentlich die Falkengasse, die engste und dunkelste von allen,

übte stets einen besonderen Zauber auf mich aus und zog mich mit gewaltigem Reize an, obwohl sie von oben bis unten von lauter Feinden bewohnt war. Es waren sogar die gefürchtetsten von ihnen, die dort hausten. Man muß wissen, daß in Gebersau seit Menschengedenken zwischen Lateinern und Volksschülern Zwiespalt und blutiger Hader bestand, und ich war natürlich Lateiner. Ich habe in jener finsteren Gasse manchen Steinwurf und manchen bösen Hieb auf Kopf und Rücken bekommen und auch manchen ausgeteilt, der mir Ehre machte. Namentlich dem Schuhmächerle und den beiden langen Metzgerbuben zeigte ich öfters die Zähne, und das waren Gegner von Ruf und Bedeutung.

Also in dieser schlimmen Gasse verkehrte der alte Hotte Hotte, so oft er mit seinem kleinen Blechkarren nach Gebersau kam, was sehr häufig geschah. Er war ein leidig robuster Zwerg mit zu langen und etwas verbogenen Gliedern und dummschlauen Augen, schäbig und mit einem Anstrich von ironischer Biederkeit gekleidet; vom ewigen Karrenschieben war sein Rücken krumm und sein Gang trottend und schwer geworden. Man wußte nie, ob er einen Bart habe oder

keinen, denn er sah immer aus, als wenn er sich vor einer Woche rasiert hätte. In jener üblen Gasse bewegte er sich so sicher, als wäre er dort geboren, und vielleicht war er das auch, obwohl er uns immer für einen Fremden galt. Er trat in all diese hohen finstern Häuser mit den niedrigen Türen, er tauchte da und dort an hochgelegenen Fenstern auf, er verschwand in die feuchten, schwarzen, winkligen Flure, er rief und plauderte und fluchte zu allen Erdgeschoß- und Kellerfenstern hinein. Er gab allen diesen alten, faulen, schmutzigen Männern die Hand, er schäkerte mit den derben, ungekämmten, verwahrlosten Weibern und kannte die vielen strohblonden, frechen, lärmigen Kinder mit Namen. Er stieg auf und ab, ging aus und ein und hatte in seinen Kleidern, Bewegungen und Redensarten ganz den starken Lokalduft der lichtlosen Winkelwelt, die mich mit wohligem Grausen anzog und die mir trotz der nahen Nachbarschaft doch seltsam fremd und unerforschlich blieb.

Wir Kameraden aber standen am Ende der Gasse, warteten, bis der Hausierer zum Vorschein kam und schrien ihm dann jedesmal das alte

Schlachtgeheul in allen Tonarten nach: Hotte Hotte, Putzpulver! Meistens ging er ruhig weiter, grinste auch wohl verachtungsvoll herüber; zuweilen aber blieb er wie lauernd stehen, drehte den schwerfälligen Kopf mit bösartigem Blick herüber und senkte langsam mit verhaltenem Zorn die Hand in seine tiefe Rocktasche, was eine seltsam tückische und drohende Gebärde ergab.

Dieser Blick und dieser Griff der breiten braunen Hand war schuld daran, daß ich mehreremal von Hotte Hotte träumte. Und die Träume wieder waren schuld daran, daß ich viel an den alten Hausierer denken mußte, Furcht vor ihm hatte, und zu ihm in ein seltsames, verschwiegenes Verhältnis kam, von welchem er freilich nichts wußte. Jene Träume hatten nämlich immer irgend etwas aufregend Grausiges und beklemmten mich wie Alpdrücken. Bald sah ich den Hotte Hotte in seine tiefe Tasche greifen und lange scharfe Messer daraus hervorziehen, während mich ein Bann am Platze festhielt und mein Haar sich vor Todesangst sträubte. Bald sah ich ihn mit scheußlichem Grinsen alle meine Kameraden in seinen Blechkarren schieben

und wartete gelähmt vor Entsetzen, bis er auch mich ergreifen würde.

Wenn der Alte nun wiederkam, fiel mir das alles beängstigend und aufregend wieder ein. Trotzdem stand ich aber mit den anderen an der Gassenecke und schrie ihm seinen Uebernamen nach und lachte, wenn er in die Tasche griff und sein unrasiertes, farbloses Gesicht verzerrte. Dabei hatte ich heimlich ein heillos schlechtes Gewissen und wäre, solange er um den Weg war, um keinen Preis allein durch die Falkengasse gegangen, auch nicht am hellen Mittag.

*

Vom Besuch in einem befreundeten gastlichen Landpfarrhause zurückkehrend, wanderte ich einmal durch den tiefen schönen Tannenforst und machte lange Schritte, denn es war schon Abend, und ich hatte noch gute anderthalb Stunden Weges vor mir. Die Straße begann schon stark zu dämmern und der ohnehin dunkle Wald rückte immer dichter und feindseliger zusammen, während oben an hohen Tannenstämmen noch schräge Strahlen roten Abendlichtes glühten. Ich schaute oft hinauf, einmal aus Freude an dem weichen, schönfarbigen Lichte und dann auch aus Trost-

bedürfnis, denn die rasche Dämmerung im stillen tiefen Walde legte sich bedrückend auf mein elfjähriges Herz. Ich war gewiß nicht feig, wenigstens hätte mir das niemand ungestraft sagen dürfen. Aber hier war kein Feind, keine sichtbare Gefahr, — nur das Dunkelwerden und das seltsam bläuliche, verworrene Schattengewimmel im Waldinnern. Und gar nicht weit von hier, gegen Ernstmühl talabwärts, war einmal einer togeschlagen worden.

Die Vögel gingen zu Nest; es wurde still, still, und kein Mensch war auf der Straße unterwegs außer mir. Ich ging möglichst leise, Gott weiß warum, und erschrak, so oft mein Fuß wider eine Wurzel stieß und ein Geräusch machte. Darüber wurde mein Gang immer langsamer statt schneller, und meine Gedanken gingen allmählich ins Fabelhafte hinüber. Ich dachte an den Rübezahl, an die „drei Männlein im Walde" und an den, der drüben am Ernstmühler Fußweg umgekommen war.

Da erhob sich ein schwaches, schnurrendes Geräusch. Ich blieb stehen und horchte — es machte wieder rrrrr — das mußte hinter mir auf der Straße sein. Zu sehen aber war nichts, denn

es war unterdessen fast völlig dunkel geworden. Es ist ein Wagen, dachte ich, und beschloß, ihn abzuwarten. Er würde mich schon mitnehmen. Ich besann mich, wessen Gäule wohl um diese Zeit hier fahren könnten. Aber nein, von Rossen hörte man nichts, es mußte ein Handwagen sein, nach dem Geräusch zu schließen, und er kam auch so langsam näher. Freilich, ein Handkarren! Und ich wartete. Vermutlich war es ein Milchkarren, vielleicht vom Lützinger Hof. Aber jedenfalls mußte er nach Gebersau fahren, vorher lag keine Ortschaft mehr am Wege. Und ich wartete.

Und nun sah ich den Karren, einen kleinen hochgebauten Kasten auf zwei Rädern, und einen Mann gebückt dahinter gehen. Warum bückte sich wohl der so schrecklich tief? Der Wagen mußte schwer sein.

Da war er endlich. „Guten Abend", rief ich ihn an. Eine klebrige Stimme hüstelte den Gruß zurück. Der Mann schob sein Wägelchen zwei, drei Schritte weiter und stand neben mir.

Gott helfe mir — der Hotte Hotte Putzpulver! Er sah mich einen Augenblick an, fragte: „Nach Gebersau?" und ging weiter, ich nebenher. Und

so eine halbe Stunde lang — wir zwei nebeneinander durch die stille Finsternis. Er sprach kein Wörtlein. Aber er lachte alle paar Minuten in sich hinein, leise, innig und schadenfroh. Und jedesmal ging das böse, halb irre Lachen mir durch Mark und Bein. Ich wollte sprechen, wollte schneller gehen. Es gelang mir nicht. Endlich brachte ich mühsam ein paar Worte heraus.

„Was ist in dem Karren da drin?" fragte ich stockend. Ich sagte es sehr höflich und schüchtern — zu demselben Hotte Hotte, dem ich hundertmal auf der Straße nachgehöhnt hatte. Der Hausierer blieb stehen, lachte wieder, rieb sich die Hände, grinste mich an und fuhr langsam mit der breiten Rechten in die Rocktasche. Es war die hämisch häßliche Geste, die ich so oft gesehen hatte, und deren Bedeutung ich aus meinen Träumen kannte — der Griff nach den langen Messern!

Wie ein Verzweifelter rannte ich davon, daß der finstere Wald widerhallte, und hörte nicht auf zu rennen, bis ich verängstigt und atemlos an meines Vaters Haus die Glocke zog.

*

Das war der Hotte Hotte Putzpulver. Seither bin ich aus dem Knaben ein Mann geworden, den unser Städtlein ist gleichfalls gewachsen, ohne dabei schöner geworden zu sein, und sogar in der Falkengasse hat sich einiges verändert. Aber der alte Hausierer kommt noch immer, schaut in die Kellerfenster, tritt in die feuchten Flure, schäkert mit den verwahrlosten Weibern und kennt alle die vielen ungewaschenen, strohblonden Kinder mit Namen. Er sieht etwas älter aus als damals, doch wenig verändert, und es ist mir seltsam zu denken, daß vielleicht noch meine eigenen Kinder einmal ihn an der Falkenecke erwarten und ihm seinen alten Uebernamen nachrufen werden.

Hinrichtung
(Eine Parabel)

Der Meister kam mit einigen seiner Jünger auf der Wanderung vom Gebirge herab gegen die Ebene und näherte sich den Mauern einer großen Stadt, vor deren Tore eine große Menge Volks versammelt war. Da sie näher kamen, sahen sie ein Blutgerüst errichtet und die Henker an der Arbeit, einen von Gefängnis und Folter geschwächten Menschen vom Schindkarren zu zerren und zum Richtblocke zu schleppen. Die Volksmenge aber drängte sich um das Schauspiel, verhöhnte und bespie den Verurteilten und sah seiner Enthauptung mit lärmender Freude und Begierde entgegen.

„Wer ist dieser," fragten die Jünger untereinander, „und was hat er wohl getan, daß die Menge seinen Tod so wild begehrt? Wir sehen keinen, der Mitleid hätte oder weinte."

„Ich glaube", sprach der Meister traurig, „es ist ein Häretiker."

Sie gingen weiter und da sie an die Volksmenge stießen, erkundigten sich die Jünger teilnahmsvoll bei den Leuten nach dem Namen und

Verbrechen dessen, den sie soeben am Blocke niederknien sahen.

„Es ist ein Ketzer", riefen die Leute zornig, „halloh, da senkt er den verfluchten Kopf! Nieder mit ihm! Wahrlich, der Hund hat uns lehren wollen, die Stadt des Paradieses habe nur zwei Tore, und wir wissen doch, daß es zwölfe sind!"

Verwundert wendeten sich die Jünger zum Meister und fragten:

„Wie hast du dies erraten können, Meister?"

Er lächelte und ging weiter.

„Es war nicht schwer", sagte er leise. „Wäre er ein Mörder gewesen oder ein Dieb oder ein Verbrecher jeder Art, so hätten wir beim Volk Mitleid und Teilnahme gefunden. Viele hätten geweint, manche seine Unschuld beteuert. — Wer aber einen eigenen Glauben hat, den sieht das Volk ohne Mitleid schlachten, und sein Leichnam wird vor die Hunde geworfen."

Vor einer Sennhütte im Berner Oberland

Wieder steige ich im Morgenlicht durch den noch hohen Schnee hinan, zwischen Hütten und Obstbäumen, die allmählich selten werden und zurückbleiben. Streifen von Tannenwald zünglen über mir den mächtigen Berg hinan bis zur letzten Höhe, wo kein Baum mehr wächst und wo der stille reine Schnee noch bis zum Sommer liegen wird, in den Mulden tief und sammetglatt verweht, über Felshängen in phantastischen Mänteln und Wächten hängend.

Ich steige, den Rucksack und die Skier auf dem Rücken, in einem steilen Holzweg Schritt für Schritt bergan, der Weg ist glatt und manchmal eisig, und die stählerne Spitze meines Bambusstockes dringt knirschend und widerwillig ein. Ich werde im Gehen warm, und am Schnurrbart gefriert der Atem.

Alles ist weiß und blau, die ganze Welt ist strahlend kaltweiß und strahlend kühlblau, und die Umrisse der Gipfel stechen hart und kalt in den fleckenlosen Glanzhimmel. Dann trete ich in beengend dichten, finsteren Nadelwald, die

Skibretter streifen spärliche Schneereste von lautlosen Zweigen, es ist bitter kalt, ich muß abstellen und den Rock wieder anziehen.

Ueberm Walde steile Schneehänge. Der Weg ist schmal und schlecht geworden. Ein paarmal breche ich bis zu den Hüften durch den Schnee. Eine launische Fuchsspur geht vom Walde her mit, jetzt rechts, jetzt links vom Pfad, macht eine feine, spielerische Schleife, und kehrt bergwärts um.

Hier oben will ich Mittagsrast halten. Die letzte Hütte steht auf schmalem Weidebord, Tür und Fensterluken sorgfältig verschlossen, davor nach Süden eine kleine Ruhebank, drüben ein Brunnen, tief unterm Schnee mit dunkel glasigen Tönen läutend.

Ich zünde Spiritus an, fülle Schnee in die Kochpfanne, taste im vollen Rucksack nach dem Teepaket. Die Sonne blitzt grell im weißen Aluminium, überm Kochapparat zittert die Luft in blasig quirlenden Formen von der Wärme, der versunkene Brunnen gurgelt schwach unterm Schnee, sonst keine Regung und kein Ton in der weiß und blauen Winterwelt.

Rings um die Hütte, von dem vorstehenden

Dach geschützt, läuft eine schneefreie Gasse, da liegen tannene Bretter, Stangen, Spaltklötze umher, sonderbar bloß und nackt mitten in der Schneeöde. Ruhe, tiefe Ruhe. Erschreckender Lärm für das verwaiste Gehör, wenn am Kocher ein Schneekorn verzischt, wenn von unten aus den spitzen Wipfeln ein Krähenschrei knarrt.

Aber plötzlich — ich hatte halbwach im Sitzen geträumt, ungewiß, ob Minuten oder Viertelstunden — kingt ein unendlich schwacher, unendlich zärtlichweicher Ton, seltsam befremdend, zauberlösend, in mein Ohr. Unmöglich, ihn zu deuten, aber mit ihm ist alles anders geworden: matter der Schnee, gedehnter die Luft, süßer das Licht, wärmer die Welt. Und wieder der Ton — und wieder, und mit rasch verkürzten Pausen wiederholt — und jetzt erkenne ich ihn, und jetzt lächle ich und sehe, es ist ein Wassertropfen, der vom Dach zu Boden fällt! Und schon fallen drei, sechs, zehn zugleich, gesellig, plaudernd, arbeitsam und die Starre ist gebrochen; es taut vom Dache. Im Panzer des Winters sitzt ein kleiner Wurm, ein kleiner Zerstörer und Bohrer und Mahner — tik, tak, tak...

Und am Boden glitzert breit ein Streifen

Feuchtigkeit, und die paar hübschen runden Pflastersteine fangen zu glänzen an, ein paar dürre Tannennadeln drehen sich schwimmend auf einer winzigen Pfütze, die kleiner ist als meine Hand. Und die ganze Mittagseite des Hüttendaches entlang fallen lässig die schweren Tropfen, einer in den Schnee, einer klar und kühl auf einen Stein, einer dumpf auf ein trockenes Brett, das ihn gierig schluckt, einer breit und satt auf die nackte Erde, die nur langsam, langsam saugen kann, weil sie so tief gefroren ist. Sie wird sich auftun, in vier, in sechs Wochen, und hier wird ein verblasener Grassame aufgehen, der jetzt unsichtbar schläft, klein und mastig, und zwischen den Steinen zwergiges Unkraut mit feinen Blumen, ein kleiner Hahnenfuß, eine Taubnessel, ein weiches Fünffingerkraut, ein struppiger Löwenzahn.

Wie ist der kleine Platz seit einer Stunde ganz verwandelt! Ringsum liegt immer noch manneshoch der Schnee und wird noch lange liegen. Aber im Bezirk der Hütte, wie atmet da entbundene Kraft begieriges Leben!

Vom Schneerand auf dem Bretterstoß rinnt sacht ein stiller Tropfen um den andern und

verrinnt lautlos im saugenden Holz, und das Tauwasser klatscht freudig vom Dach, dessen Schnee doch nicht zu schwinden scheint, und vor der Schwelle dampft der feuchte Boden in der Mittagsonne dünne Wölkchen aus.

Ich habe gegessen und habe den Rock ausgetan und dann die Weste und sonne mich und gehöre mit zu der kleinen Frühlingsinseln und wenn ich auch weiß, daß dieser kleine, spiegelnde See zwischen meinen Schuhen und jeder von diesen glitzernden Tautropfen in wenig Stunden tot und Eis sein wird — ich habe doch den Frühling schon an der Arbeit gesehen.

Der arme karge Bergfrühling, der so viele Feinde und ein so bedrängtes Leben hat, er will doch leben und arbeiten und sich fühlen! Und solange nichts anderes zu tun und an kein Gras und keine Biene, an keine Schlüsselblume und keine kleinste Ameise zu denken ist, so lange spielt der Frühling, wie ein Knabe, begnügsam und eifrig mit dem wenigen, was da ist.

Und jetzt beginnt sein süßestes Spiel. Er hat nichts als die Hütte und ihren winzigen Umkreis, alles andere liegt noch tief begraben. Da hält er sich an das einzig Lebende, was da ist,

an das Holz. Er spielt mit dem Holz der Balken und der Türe, mit den Brettern und Schindeln, mit den Hackblöcken und Wurzelstöcken unterm Bretterdach. Er tränkt sie mit Mittagssonne, daß sie durstig werden, er läßt sie Tauwasser trinken, er öffnet ihre verschlafenen Poren, und das Holz, das eben noch tot und ewig vom Kreislauf der Verwandlungen ausgestoßen schien, beginnt Leben zu spüren, Erinnerung an Baum und Sonne, an Wachstum und ferne Jugend.

Es atmet schwach in seinem Traum, es saugt verlangend Feuchtigkeit und Sonne, es dehnt sich in erstarrten Fasern, knackt hier und dort und rührt sich träge. Und da ich mich auf die Bretter lege und einzuschlummern beginne, kommt mir aus den halbtoten Hölzern ein wunderbarer leichter, inniger Duft entgegen, schwach und kindlich voll von der rührenden Unschuld der Rede, von Frühlingen und Sommern, von Moos und Bach und Tiernachbarschaft.

Und mir, dem einsamen Skiläufer, der an Menschen und Bücher und Musik und Gedichte und Reisen gewöhnt und der aus dem Reichtum des Menschenlebens mit Eisenbahnen und Post-

wagen, auf Schneeschuhen und zu Fuße hier heraufgekommen ist, mir rührt der leise kindliche Duft des erwärmenden Holzes in der Sonne stärker und bezwingender an die Seele, weckt Erinnerung an fernere, tiefere Kindheiten auf, als alles, was das Menschenreich mir seit langem gab.

Herbstbeginn

Während vor den Fenstern eine kühle, schwarze Regennacht liegt und mit stetig leisem Rhythmus auf den Dächern tönt, tröste ich mein unzufriedenes Herz mit farbig lockenden Herbstgedanken, mit Gedanken an reine, lichtblaue, goldklare Himmel, silberne Frühnebel, an blaue Pflaumen und Trauben, rote Aepfel, goldgelbe Kürbisse, an herbstfarbige Wälder, an Kirchweih und Winzerfeste. Ich hole mir den Mörike her und lese seinen mild leuchtenden „Septembermorgen“:

Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen:
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.

Leise lese ich die Verse des Meisters vor mich hin und lasse sie in mich dringen wie einen langsam geschlürften, klaren, alten, milden Edel-

wein. Sie sind schön und sie tun mir wohl, und der Herbst, den sie malen, ist etwas Schönes, unvergleichlich Zartes, Gesättigtes — aber ich freue mich nicht auf ihn. Er ist die einzige Jahreszeit, auf die ich mich niemals freue.

Und er ist schon da.

Es ist nicht mehr Sommer. Die Felder sind leer, auf den Matten liegt ein leichter, kühler, metallener Duft, die Nächte sind schon kühl und die Morgen neblig, und gestern war es, daß ich auf einem schönen, fröhlichen Bergausfluge an den steilen Wiesenhängen die ersten blassen Herbstzeitlosen fand. Seit ich sie sah, ist mein Sommerübermut gebrochen; das, was für mich das Schönste im Laufe eines Jahres ist, ist wieder einmal vorüber.

Noch sind die Tage warm und die Bäume grün, man kann im See noch baden und in Hemdärmeln im Garten sitzen. Und doch ist die Höhe des Jahres überschritten, man fühlte es, noch ehe man es sah. Die letzten acht sommerlichen Tage und Nächte, für mich die köstlichsten des Jahres, tragen den Duft des Flüchtigen, rasch Vergehenden in sich, und vielleicht machte eben dieser Duft sie so schön. Diese Tage

sind ein Fest, ein Abschiedsfest, und solche Feste dürfen nicht lange dauern.

O diese letzten Augusttage! Sie machen nicht fröhlich, aber sie machen dankbar, milde und nachdenklich. Man legt sich ins Oehmdgras und nimmt teil an der Milde und Zärtlichkeit der goldenen Stunden. Man fühlt die Neige der Jahreszeit; die ganze reife Süßigkeit des Sommers quillt weich und müde über, man fühlt sich vom stillen Glanze umgeben und man weiß zugleich, daß schon bald, viel zu bald, auf dem Wege rote Blätter liegen werden. Man schwelgt im Anblicke dieser Tage wie im Genusse einer heißen, erregenden Musik, von der man weiß, daß sie plötzlich abbrechen wird, und wie im Genuß eines Tanzes, der uns mit sehnlichem Drängen mitreißt, während wir bei jedem enteilenden Takte sein rasch nahendes Ende fürchten. Zärtlicher und inniger ist das bräunliche Spiel der Schatten und Lichter an den Waldrändern, süßer der Regenbogenduft über dem glatten Seespiegel, die Abende sind goldener und die Sonnenuntergänge purpurner als sonst.

Vorüber, vorüber! Ein paar kühle Nächte, ein paar Regentage, ein paar dichte Morgennebel,

und plötzlich hat das Land Herbstfarben bekommen. Die Luft ist spröder und durchsichtiger, das Blau des Himmels lichter geworden. Vogelschwärme rauschen über die kahlen Felder und rüsten zur Wanderung; morgens liegt das erste reife Obst im nassen Gras, und die Zweige sind von den feinen, blitzenden Gespinsten der kleinen Spätjahrspinnen bedeckt. Bald wird das Schwimmen im See und das Liegen im Gras ein Ende haben, und die Abende im Boot, die Mahlzeiten im Garten, die Waldmorgen und die Seenächte! Und draußen rinnt der zähe Regen, kühl und unerbittlich, die ganze unfreundliche Nacht. Jedes Jahr dasselbe Lied vom Herbst, vom Altwerdenmüssen, vom Sterbenmüssen! Mißmutig schließe ich das Fenster, stecke eine Zigarre an und gehe fröstelnd im Zimmer auf und ab.

Wie jedes Jahr um diese Zeiten steigen wieder verlockende Reisepläne vor mir auf. Warum nicht dem Herbst entrinnen und den Winter kürzen, da es doch wärmere Länder, Eisenbahnen und Schiffe gibt? Nachdenklich hole ich den Globus und dann eine Karte von Italien her, suche den Gardasee, die Riviera, Neapel, Korsika

und Sizilien. Da ließe sich die Zeit bis Weihnachten verbringen! Sonnige Felsenstrandwege am blauen Meere, laue Stunden auf süditalienischen Küstendampfern und in Fischerbarken, ernste Palmenwipfel in der tiefen Mittagsbläue ruhend! Es wäre nicht übel, immer einige Meilen vor dem Herbste her südwärts zu fahren und mitten im Winter sonnverbrannt in die heimische Ofenbehaglichkeit heimzukehren. Die Landkarte wimmelt von schönklingenden Namen schöngelegener Städte und Dörfer, die ich noch nicht kenne und die mir Tage des Wohlseins und Schwelgens versprechen, und die ganze Reise ist, sobald ich sie auf dem Globus ausmesse, erstaunlich klein und bescheiden. Vielleicht könnte ich, der Wärme nachreisend, noch einen Aufenthalt in Afrika machen, vielleicht in Konstantine oder in Briska Kameltouren unternehmen, Negermusik anhören, türkischen Kaffee trinken und den Faltenwurf an den Gewändern der Beduinen und Araberfrauen betrachten?

Wie schön solche Pläne einen leeren Abend füllen! Eine Landkarte, ein paar alte Kursbücher und ein Bleistift, wie man sich damit die Zeit vertreiben, einen Aerger vergessen und sich

die Phantasie mit lauter lichten, farbigen, frohen, reizenden Vorstellungen füllen kann!

Wie jedes Jahr um diese Zeit suche ich die Karte nach warmen, köstlichen Gegenden ab, studiere die Schiffslinien und die Fahrpreise. Und wie jedesmal bleibe ich hier und reise nicht. Was mich zurückhält, ist ein sonderbares Schamgefühl. Es will mir unrecht scheinen, den rauhen Tagen zu entfliehen, nachdem ich die schönen genossen habe. Vielleicht ist es auch nur ein gesetzmäßiges Bedürfnis der Natur, daß sie nach Monaten der Wärme und Farben, nach dem Ueberflusse an Behagen, Schönheit und starken Eindrücken müde wird und nach Kühle, Rast und Beschränkung verlangt. Es ist nun einmal nicht das ganze Jahr Sommer, so soll man ihn auch nicht ohne Not künstlich verlängern wollen.

Ein paar unentschiedene und unzufriedene Tage, dann haben diese Erwägungen Macht gewonnen, und der Herbst beginnt mir merkwürdig lieb zu werden. Wie konnte ich ans Fortreisen denken, da ich doch von so viel Dingen, die mir lieb sind und denen ich Dank schulde, Abschied nehmen muß! Die letzten Gartenfreuden, die letzten Wiesenblumen, die Schwal-

ben unter meinem Dache, die letzten, satt und taumelnd übers Land wehenden Schmetterlinge. Man achtet schon wieder jeden einzelnen und fürchtet, es möchte der letzte seiner Gattung sein. Auch unsere altmodischen kleinen Dampfschiffe, meine einzige Verbindung mit der Welt, werden in Bälde rar werden. Vom Oktober an kommt nur noch eines im Tag, und im tieferen Winter bleibt auch das zuweilen aus. Sie alle, Schwalbe und Feldblumen, Schmetterling und Dampfschiff, sind mir lieb und haben mir viel Freuden gebracht diesen schönen, allzu flüchtigen Sommer hindurch; ich möchte sie alle noch ein wenig halten und noch ein Mal recht zu eigen haben, ehe sie dahingehen. Was für ein Narr bin ich gewesen, wie viel schöne Sommerstunden bin ich trotz allem im Hause und am Büchertische gesessen, wie viele Abende und Morgenfrühen habe ich versäumt! Ade auch ihr, ungenossene Tage, die ihr nun schöner und köstlicher scheinet als alle anderen!

Ueber dem Abschiednehmen kommt denn auch das Neue zu ehren, das der unwillkommene Herbst gebracht hat: silberne Nebelschleier, braune und lachend rote Farben, reifende Trauben,

volle Obstkörbe, beginnende Abendunterhaltungen im Haus bei Lampenlicht, ferner wundersame aufregend herrliche Sturmtage, an denen See und Lüfte tönen und die ganz stumme Schöpfung Stimme erhält. Jetzt kommt auch als täglicher andächtiger Genuß an jedem Vormittag der spielende Kampf der Sonne mit dem Nebel, das trüb ringende Hin und Her und der feierliche königliche Sieg des Lichtes. Und wenn der Oktober und die Weinlese kommt, wollen wir uns einen Tag und einen Taler nicht reuen lassen und bei einem großen Krug von Neuen dankbar der vielen unverdienten Freuden und ungesucht gefundenen Genüsse denken, die das alternde Jahr uns gebracht hat.

Druck und Einband von Hesse & Becker, Leipzig.

Bei Hesse & Becker Verlag in Leipzig erschien:

Hermann Löns sämtliche Werke in acht Bänden.

Herausgegeben von Dr. Friedrich Castelle.

Inhalts-Übersicht:

I. Lebensbild. Gedichte: Junglaub. — Mein goldenes Buch. — Mein blaues Buch. — Der kleine Rosengarten. Sagen und Märchen: Der Schäferkönig, Der silberne Baum, Teufelswerk, Die Heidbrennerin, Die Tanzjungfern, Das Könekenmeer, Hubb der Hüne, Puck Kraihenfoot, Brummelchen, Lüttjemann und Püttjerinchen, Der allererste Weihnachtsbaum, Der Wicht vom Heidegrab.

II. Da draußen vor dem Tore. Mein buntes Buch. Heidbilder.

III. Aus Forst und Flur. Wasserjungfern.

IV. Mümmelmann. Widu. Mein grünes Buch. Kleine Jagdgeschichten.

V. Kraut und Lot. Auf der Wildbahn. Ho Rüd' ho!

VI. Der zweckmäßige Meyer. Frau Döllmer. Was da kreucht und fleugt.
Niedersächsisches Skizzenbuch: An den Ufern der Örtze. Der Wald der großen Vögel, Der Heidweg, Die Heidjäger, Das Naturdenkmal, Der Hellweg, Der Dampfpflug, Unter dem Machandelbaum, Landregen, Am Muswillensee, Der unbekannte Wald, Das Blachfeld, Drei Recken der Vorzeit, Ein Sommertag am Südharz, Das Tal der Lieder, Die bunte Stadt am Harz, Im Tiergarten bei Kirchrode, Die Stadt am hohen Ufer, Im deutschen Erdölgebiet, Einsame Heidfahrt, Osnabrücker Steinurkunden, Münsterische Luft.

VII. Kleine Erzählungen: Jürn, Im blauen Schimmel, Füüür, Die rote Beeke, Das stumme Dorf, Jan Torf, Kiepenklaus, Köhlerhannes, Das Licht auf der Heide, Die beiden Höfe, Heinz Lüders, Die beiden Fußspuren, Der Monarch, Die Kriegstrompete, Der Sekundantenschuß, Der Vampir. Dahinten in der Heide. Das zweite Gesicht.

VIII. Die Häuser von Ohlenhof. Der letzte Hansbur. Der Wehrwolf. Verzeichnis der Worterklärungen.


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 067639770